Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Herbstbilder aus Italien : (Schluß) : 6. Allerseelen in Neapel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

in deutsches Wesen hineinzuziehn. Hier dient wirklich das sonst so bedenklich ausgewachsene Vereinsleben einer guten Sache; hier wird ein Gemeingeist erzeugt, der mehr und mehr auch einen nationalen Charakter gewinnen muß, wie sich ja auch die über das ganze Land verbreiteten Kriegervereine ihrer vaterländischen Aufgabe mit besonderm Eifer und stetig wachsendem Erfolge widmen.

Wer aber solche und ähnliche Zeichen nicht günstig auszulegen weiß, der versteht sich auf Zeit- und Zeichendeutung ebensowenig wie der, der aus ihnen gleich die baldige Verwirklichung seiner Germanisierungsträume herauslesen möchte. Dessen aber dürfen wir zuversichtlich froh sein, daß sich das geistige Leben des Elsasses gegenwärtig freudig entfaltet, und daß diese Entwicklung mit wachsender Triebkraft unwillkürlich in die Bahnen deutscher Sinnesart drängen muß. Der Elsässer kann sich allmählich immer weniger der Einsicht verschließen, daß für diese Entwicklung, deren er sich selber mit gerechtem Stolz bewußt ist, Deutschtum Förderung, Franzosentum aber Hemmung bedeutet. Solche Förderung muß ihm aber auch weiterhin in vielseitigster Weise zugewandt, und jeder Trieb muß gepflegt werden, der sich hier aus dem Kern hervor ans Licht ringt.

Herbstbilder aus Italien

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

6. Allerseelen in Neapel

Neapel, das ich zum erstenmale vier Jahre vorher gesehen hatte, fand ich wenig verändert. Von oben, vom Corso Vittorio Emanuele oder vom Castel Sant' Elmo aus, und von unten, von der Villa nazionale oder vom Golfe, kurz, von außen her gesehen war es im goldnen Glanze der Herbstsonne so herrlich wie je, aber in den alten Teilen gab es noch immer viel Unrat und viel Gestank, in den Hauptstraßen prachtvolle Läden, namentlich ungeheure Konfektionsgeschäfte in wahren Geschäftspaläften, die am Abend glänzend illuminiert waren, überall tosenden Lärm, rasselnde Wagen, schreiende Kutscher, halbsingende Verkäufer, Geldwechsler und Citronenbuden mit frischem Trinkwasser an den Ecken, waschende Frauen und fleißige Handwerker vor den Häusern, flatternde Wäsche an den Balkons und auf den Altanen, in den Thüren der Parterrewohnungen pickende Hühner und, mit einem Strick am Beine irgendwo festgebunden, stattliche Truthähne, die ihrer Bestimmung, als Weihnachtsbraten zu dienen, würdig entgegenreiften, am Vormittage Milchkühe mit Kälbern und Herden von braunen langohrigen

Ziegen, die wohl auch die Treppen hinaufspazieren, um dort vor den Wohnungen gemolken zu werden. Aber es fiel doch auch so manches Neue in die Augen. Aus dem wüsten Gewirr eines großen Durchbruchs war in den vier Jahren eine neue Prachtstraße, der Corso Umberto I. herausgewachsen, der die innere Stadt mit dem Hauptbahnhofe verbindet; eine andre stille, vornehme Straße war im Westen auf halber Höhe und mit herrlicher Aussicht entstanden, der Corso Principe Amadeo. In den letzten Tagen des Oktober erschienen zum erstenmale in den Straßen Neapels zweirädrige, bedeckte, graugestrichne Handkarren, die mutig den Kampf mit dem Unrat aufnahmen, ein Unternehmen des neuen energischen Bürgermeisters (Sindaco) Summonte, und in einer glänzenden Festlichkeit, in Gegenwart des Handelsministers Salandra, wurde am 30. Oktober die Börse eingeweiht. Über beide Ereignisse berichtete die Presse mehr oder weniger schwungvoll, sehr ausführlich über die Eröffnung der Börse mit Angabe sämtlicher namhafter Teilnehmer.

Wunderlich genug ist es freilich, daß eine große Handelsstadt wie Neapel erst jetzt eine Börse erhalten hat; immerhin ist dies ein Zeichen für die Zunahme seiner Bedeutung. In der That ist diese seit einigen Jahrzehnten weit über die eines Mittelmeerhafens hinausgewachsen. Hier legen die deutschen Reichspostdampfer an, die von und nach Ostafrika, Australien und Ostasien gehn, wie die der Linie Genua—Newyork, aber wenn diese überall, wo sie erscheinen, die größten, schnellsten und schönsten Schiffe sind, wenn im Winter und Frühjahr jetzt sogar die elegante Bremer „Najade," die im Sommer zwischen den Nordseeinseln fährt, die beste Verbindung zwischen Neapel und Capri vermittelt, so gehören doch auch die beiden italienischen Dampfschiffahrtsgesellschaften La Veloce in Genua und Florio-Rubattino in Rom, jene mit 15 Dampfern und 50000 Tonnen, diese mit 93 Dampfern und 170000 Tonnen, zu den ansehnlichsten Unternehmungen dieser Art; sie beherrschen eine Menge Linien im ganzen Mittelmeer und im Schwarzen Meere, und sie lassen ihre größten Dampfer, meist von Neapel aus, auch nach Argentinien, Brasilien und Mittelamerika wie nach Ostafrika, Ostindien und Ostasien laufen, kurz, sie haben die alten stolzen Traditionen italienischen Seeverkehrs rüstig wieder aufgenommen.

Augenfällige Beweise von der neuen Bedeutung Neapels für den Weltverkehr erlebten wir selbst in diesen Tagen. Als wir uns einmal durch den Hafen rudern ließen, um das malerische hohe gelbbraune Inselkastell d'Uovo und dann um den weitgestreckten Molo herum, fiel uns am Quai des Handelshafens (Porto Grande) ein großer Dampfer auf, dessen Bord und Landungsbrücke mit hohen Bretterschlägen umplankt waren. Auf unsre Frage berichtete der Barkenführer, das sei ein Engländer, der vierte Dampfer dieser Art, der Maultiere (muli) für den Krieg mit Transvaal an Bord nehme, denn deren hätten die Engländer in Süditalien 4000 gekauft, das Stück zu 600 Lire, und als guter Patriot fügte er lachend hinzu: Una bella guerra per l'Italia! Eine eigentümliche Illustration zu der Nachricht, die an demselben Morgen die neapolitanischen Blätter von dem disastro inglese bei Ladysmith und den

dort durchgegangnen Maultieren gebracht hatten! Einige Tage später wurde in Neapel die erste Expedition des deutschen Roten Kreuzes erwartet, die mit dem Dampfer „König" nach Transvaal weitergehn wollte. Die alte Bedeutung Mitteleuropas, Deutschlands und Italiens, als Zentrum des Weltverkehrs macht sich eben wieder geltend, seitdem die Eröffnung des Suezkanals dem Mittelmeer seinen frühern Rang als Pforte zum Indischen Ozean wiedergegeben hat, und der Handel nach Süd- und Ostasien von den ungeheuern Umwegen um Afrika und Südamerika herum in seine alten, natürlichen Bahnen zurückzulenken beginnt. Daß Italien auch als Seemacht seine Stellung wieder einnimmt, beweist gerade Neapel. Im Kriegshafen lag ein ganzes Geschwader, die kolossalen Linienschiffe (corazzate) „Re Umberto I." und „Sicilia," diese mit der Admiralsflagge, die zu den größten Panzern der Welt gehören (denn die Italiener haben immer unbeirrt in großen Schlachtschiffen den Kern der Flotte gesehen), der Kreuzer (incrociatore) „Marco Polo," der eben erst aus China zurückgekehrt war, und ein Torpedodivisionsboot (torpediniera), daneben die weiße Königsjacht „Savoia"; auf der andern Seite hatte das nordamerikanische Schulschiff „Essex" festgemacht. Dahinter aber vor der Darsena (Arsenal) streckte sich der lange, graue Rumpf eines neuen mächtigen Schlachtschiffs, des „Emanuele Filiberto," das in der Ausrüstung begriffen war. Leider hat das namentlich seit der Besitzergreifung von Tunis 1883 so sehr gespannte Verhältnis mit Frankreich Italien nicht nur — zu seinem Glücke — in den Dreibund hineingeführt, sondern auch zur Anlehnung an England gedrängt, da es nur so möglich schien, die langgestreckten Küsten der Halbinsel vor einem übermächtigen französischen Angriff zu schützen, und somit dazu beigetragen, die unnatürliche Herrschaft Englands im Mittelmeere zu befestigen, statt daß die dortigen Seemächte zusammenhielten, um sie mindestens einzuschränken. Als eine Wirkung dieser Abhängigkeit Italiens von England erschien es auch, daß hier die Presse in ihrem Urteil über den südafrikanischen Krieg nicht ganz so einmütig war, wie sonst in Europa. Denn die Italiener haben es den Engländern noch nicht vergessen, daß diese allein von allen Großmächten der italienischen Einheitsbewegung schon 1859 bis 1861 freundlich gegenüberstanden, und die Radikalen sehen obendrein in England das Mutterland der „Freiheit." So erklärten sich insbesondre die alten Garibaldianer, obwohl sie die Sache der Buren für die gerechte hielten und die englische Politik in diesem Falle als freiheitsfeindlich verurteilten, doch gegen jede antienglische Kundgebung, wie sie von andrer Seite beabsichtigt wurde, und gegen den Zuzug italienischer Freiwilliger nach Transvaal.

Ob nun die zunehmende Verflechtung der bella Napoli in den großen Weltverkehr und die ungeheure Erweiterung des Gesichtskreises, die sich daraus ergiebt, den Charakter dieses Volkslebens wesentlich ändern wird? Schwerlich, denn das Volk ist trotz seiner Leichtlebigkeit und trotz aller politischen Umwälzungen, die darüber hingegangen sind, sehr konservativ, und es wäre auch sehr zu bedauern, wenn dieses höchst eigentümliche Dasein seine bunten Farben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einbüßte, denn darauf beruht neben der Lage der Reiz von Neapel um so mehr, als der Neapolitaner zum größten Teil auf der Straße lebt, den Fremden also ganz naiv viel mehr von seinem Leben sehen läßt, als es irgendwo sonst geschieht. Den faulenzenden Lazzaroni von ehemals, denen das Königreich Italien ein rasches Ende gemacht hat, wird niemand eine Thräne nachweinen, und auch den neuen Straßenkarren Summontes wird man, obwohl zweifelnden Herzens, einigen Erfolg wünschen; aber sehr zu beklagen wäre es, wenn etwa die Polizei, die in Italien nicht schlechter, aber zum Glück weniger pedantisch ist als anderwärts, den Volksfesten Schranken auferlegen wollte, denn bei solchen erst zeigen sich die Neapolitaner ganz wie sie sind, weil sie sich am meisten fühlen, wenn sie in Massen zusammenkommen. Allerdings eine höchst leichtlebige Rasse, die nur an den Tag denkt, leidenschaftlich in Schmerz und Zorn und selbst im Spiel, einige Tage in Thränen zerfließend, wenn ein teures Familienglied gestorben ist, aber gleich darauf wieder seelenvergnügt. „Ich habe ja drei Tage um meinen Mann geweint," sagte eine junge Witwe, als ihre Herrin — keine Neapolitanerin — ihr vorhielt, daß sie schon wieder ganz lustig sei, und unser Barkenführer antwortete auf die Frage, ob er nicht auch zu Allerseelen den Friedhof besuchen werde: „Ach nein, mein Vater ist schon lange tot." Rasch ist der Mann mit dem Messer bei der Hand, wenn der Zorn aufflammt, und mit einer Flut von Schmähungen auch die Frau, aber bald geben sie sich wieder lauter Freude hin und sind dann mit wenigem zufrieden, mit einer Hand voll Maccaroni, einem harten Stück Brot und einem Glase Landwein. Sie sind gewiß unzuverlässig und zu kleinen Betrügereien oder Übervorteilungen immer geneigt, aber leicht durch ruhigen Ernst in die Schranken zurückzuweisen, freundlich, höflich und in ihrer Art fleißig, denn das Volk ist sehr arm und muß hart um des Lebens Notdurft arbeiten, nur daß es in dem herrlichen Klima manche Bedürfnisse gar nicht kennt und in Wohnung, Kleidung und Kost viel genügsamer ist als der Nordländer. Nur liebt es den Putz, die buntesten Farben und glänzenden Schmuck. Das durchdringt alle Stände, und das Interesse dafür geht so weit, daß bei größern Festlichkeiten, namentlich bei vornehmen Hochzeiten, die Presse nicht nur die Toiletten der Damen ausführlich beschreibt, sondern auch den Schmuck, den die Herren in Ringen, Nadeln, Uhrketten u. dergl. tragen, bei jedem einzelnen genau angiebt. Auch fromm ist das Volk in seiner Weise, nur muß man darunter keine tiefe Empfindung verstehn und sich nicht wundern, wenn jedes Kirchenfest zum bunten, fröhlichen, lärmenden Volksfeste wird, und die Kirche dies ruhig zuläßt, denn sie versteht ihr Volk.

Eine Wallfahrt, wie die zu der wunderthätigen Madonna von Valle di Pompeji unweit der alten Stadt, wie sie zu Ende Oktober und Anfang November vorigen Jahres tagtäglich und namentlich an Sonntagen stattfand, zu Fuß, in vollbeladnen Wagen, auf überfüllten Eisenbahnzügen, wird zum Volksfest, und zu einem solchen selbst das ernste Totenfest Allerseelen, der giorno dei morti, das mit dem unmittelbar vorausgehenden Allerheiligen (Ognisanti) in

eins zusammenfließt. Schon tagelang vorher zeigten in der Stadt prachtvolle Arrangements in den Blumenläden und Unmassen von Wachskerzen der verschiedensten Größen, von dem meterlangen, fast armstarken Riesen bis zu dem fingerlangen und fingerdünnen Zwerge, daß die Arbeit für die Ausschmückung der Gräber im vollen Gange sei; die Zeitungen ergingen sich in rhetorisch-sentimentalen Artikeln über die Bedeutung des Festes, schilderten ausführlich die neuen Denkmäler und ihren Schmuck, wobei sie der Künstler und der Gärtner nicht vergaßen, und beklagten die „armen Verstorbnen," i poveri morti, denn der lebensfreudige Neapolitaner kann sich nichts Schöneres denken, als das Dasein an seinem sonnigen blauen Golf, und was danach kommt, erscheint ihm als ein düstres Schattenreich, fast wie dem homerischen Griechen. Am 1. November bewegte sich ein ununterbrochner Menschenstrom hinaus nach dem „neuen Friedhof," dem Camposanto nuovo am Poggio reale vor der Porta Capuana im Nordosten der Stadt, der seit 1836 besteht. Langsam, langsam erreichten die überfüllten Wagen der Pferdebahn, aller paar Minuten haltend, die Porta Capuana, aber dort hörte zwar nicht die Pferdebahn, doch jede Möglichkeit auf, anders als zu Fuß vorwärts zu kommen, die schnurgerade, breite, endlose Strada nuova di Poggio reale hinaus, in aufwirbelndem Staub und brennender Sonne, in einem Strome von Fußgängern und neben einer unabsehbaren Doppelreihe von Wagen, herrschaftlichen Equipagen, Droschken und Omnibussen, die alle bis zum Brechen voll besetzt waren, an zahllosen Verkaufsständen und fliegenden Händlern vorüber. Endlich tauchte links der Abhang auf, an dem sich der Friedhof hinaufzieht, und wir erreichten den großen weiten Platz vor dem Südthore. Tausende von fröhlichen, schwatzenden, geputzten Menschen und Hunderte von Wagen bedeckten ihn; dazwischen riefen Händler ihre Erfrischungen aus, Wasser mit Citronen, Weintrauben, Granatäpfel, Mispeln (nespole), geröstete Maronen, Pinienzapfen u. dgl. Seltsam stach von diesem wogenden, lärmenden, bunten Gedränge das hohe Eingangsthor mit der Inschrift ab: Pace eterna.

Italienische Friedhöfe sind von deutschen grundsätzlich verschieden. In Deutschland sind größere Anlagen derart Parks mit Kreuzen, Grabsteinen und wenigen ansehnlichern Denkmälern, in Italien Sammlungen von Denkmälern mit eingestreuten Blumenbeeten, Strauchwerk und Cypressen; bei uns überwiegt das Landschaftliche und Gärtnerische, dort das Künstlerische, das Architektonische und Plastische. Im einzelnen aber tragen sie auch in Italien einen verschiednen Charakter, obwohl man immer eine möglichst schöne Lage für sie aussucht. In Florenz zeigt der prachtvoll gelegne Friedhof oben bei San Miniato Steinplatte an Steinplatte, dazwischen größere plastische Denkmäler und kleine Grabkapellen vornehmer Familien. In Genua schließt der Camposanto in dem malerischen, von steilen Höhen eingeschlossenen Thale des Bisogno ein mächtiges längliches Viereck von Säulenhallen um eine weite offne Fläche; die eine Langseite lehnt sich an die Bergwand und enthält, die andern Seiten überragend und durch breite Freitreppen zugänglich, in der Mitte die schöne Rundkapelle. In der freien Mitte liegen die schmucklosen Rasenhügel der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ärmern, mit einfachen weißen Kreuzen bezeichnet, ringsum in den Säulenhallen erheben sich die Erbbegräbnisse der bemitteltern Familien, oft kostbar und figurenreich, meist in ganz realistischer Auffassung. Uns Deutsche befremdet es, hier etwa eine ganze Familie in Marmor lebensgroß nachgebildet zu sehen, wie sie trauernd um die Büste des verstorbnen Vaters oder der Mutter versammelt ist, denn uns widerspricht es, so den Schmerz zur Schau zu stellen und zugleich gewissermaßen zu verewigen. Der Romane empfindet darin anders; als noch halb antiker Mensch sieht er in dieser starken Hervorhebung des Persönlichen etwas Natürliches und Selbstverständliches. Welche Summen werden dabei aufgewandt! Und welches Feld für die plastische Kunst bietet diese Sitte! Denn von Handwerksmäßigkeit ist dabei keine Rede, es sind oft bedeutende Künstler, die diese Denkmäler entworfen haben, und auch das ist noch antik. Der neue Camposanto von Neapel hat nun wieder seine besondre Eigentümlichkeit. Die Lage zunächst ist herrlich; von dem Abhange, den er bedeckt, sieht man hinaus in die üppige Ebne und auf den Kegel des Vesuvs. Auf diesem unregelmäßigen Terrain aber sind Massen von Grabkapellen der verschiedensten Art und Größe, meist in Tempelform gehalten, zerstreut; sie gehören vornehmen Familien oder Begräbnisbrüderschaften (Congregazioni), deren Mitglied fast jeder Neapolitaner ist, wie z. B. den Cultori delle belle arti, den Bianchi allo Spirito Santo, von San Rocco a Chiaja, von Santa Maria della Carità u. dgl. Dies hängt mit der Bestattungsweise zusammen, die wieder von der Beschaffenheit des vulkanischen Tuffbodens herrührt. Zunächst werden nämlich die Leichen in dem unterirdischen Gruftraume der Kapelle beigesetzt und trocknen dort in etwa anderthalb Jahren völlig aus, dann erst finden sie ihre letzte Ruhestätte in den Nischen des Oberbaus, ganz ähnlich wie in den römischen Katakomben, die ebenfalls im Tuff ausgehöhlt sind.

Als wir uns mühsam bis zum großen Eingangsthore durchgewunden hatten, erschien uns der breite Hauptweg nach der Höhe hinauf wie ein ununterbrochner langsam vorwärtsdrängender schwarzer Menschenstrom. Nur schwer, oft auf Seitenwegen, gelang es uns vorwärts zu kommen. Die Grabkapellen prangten in reichem Blumenschmuck, Reihen von großen Kerzen brannten davor, und aus dem matterleuchteten Innern einzelner Kapellen, wo Trauernde versammelt waren, klangen feierliche Grabgesänge. Dichte Gruppen von Menschen standen um eine besonders schön geschmückte Grabstätte oder um ein neues Denkmal. Zuweilen bot sich ein Blick in die Umgegend hinaus, auf die Ebene der Paduli (Paludi), die unabsehbaren Gemüsegärten von Neapel, zwischen denen zahllose weiße Gehöfte schimmerten, auf den Vesuv, der im Lichte der sinkenden Sonne wie in ein hellviolettes Sammetgewand gehüllt erschien, auf den leuchtenden Städtekranz an seinem Fuße und das blaue Meer. So erreichten wir allmählich die Höhe, wo das eigentliche Zentrum des Friedhofs liegt, das sogenannte Atrium, ein oblonger Säulenhof, ähnlich dem genuesischen Camposanto, auf hohen Untermauern, in denen Brüderschaften ihre Grabkapellen haben. An der dem Abhange zugewandten Schmalseite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führen breite Freitreppen zum Eingangsthore neben der Kirche; dort sollte am nächsten Tage das feierliche Totenamt im Beisein der Behörden stattfinden. Denkmäler erfüllen die Säulenhallen, den ganzen freien Mittelraum nehmen die Kindergräber ein in Form langer Blumenbeete, auf denen Chrysanthemum in allen Farben blühte, aber nur selten ein kleines Kreuz stand, und im Mittelpunkt erhebt sich die Kolossalstatue der Religion aus weißem Marmor. Eine wogende Menschenmenge erfüllte auch diese Gänge und Hallen, aber wirklich Trauernde waren selten zu sehen, so an einem der Blumenbeete eine arme Mutter in tiefem Schwarz, die weinend vor dem Grabe ihres Kindes saß, unbekümmert um das Gewirr um sie her.

Durch das der Kirche gegenüber liegende Thor gelangt man auf einen weiten Platz unmittelbar vor dem hintern Haupteingange. Auch er wogte von Menschen, und auch hier war, wie vor dem südlichen Haupteingange, ein ansehnliches Polizeiaufgebot entfaltet, städtische Schutzmannschaften in langen schwarzen Röcken mit Filzhelmen, königliche Carabinieri und Guardia civile, aber sie schienen durch ihre bloße Anwesenheit zu genügen. Vom Gitterthor führt dann eine breite Straße nach der Stadt hinab, vorüber an dem erst 1888 angelegten Armenfriedhofe, dem Cimitero della Pietà. Dort hineinzukommen war ganz unmöglich, denn ein dichter dunkler Menschenstrom erfüllte alle Gänge. So wanderten wir die Straße nach dem Reclusorio, dem großen Armenhause, hinein. Nur langsam ebbte der Menschenstrom, der sich auch hierhin ergoß, indem er sich größtenteils in die zahlreichen Osterien am Wege verlor. Dort saßen die Besucher der Friedhöfe, Männer, Frauen und Kinder, dichtgedrängt um einfache Tische hinter ihrer Flasche Landwein, schwatzend und seelenvergnügt, während die untergehende Sonne alles rot bestrahlte. Todmüde erreichten wir endlich den Endpunkt der Pferdebahn jenseits des Reclusorio, eines mächtigen roten Vierecks. Aber sobald sich ein Wagen aus der Stadt der Station näherte, wurde er von den Harrenden erstürmt und besetzt, sodaß wir uns endlich zu demselben Manöver entschlossen. Pazienza! sagt in solchen Fällen der Italiener, und „Geduld" galt es in der That hier zu üben, doch dieses Wort hilft über vieles hinweg. Bis auf die Trittbretter beladen setzte sich endlich unser Wagen in Bewegung, und sobald irgend jemand abstieg, war sein Platz sofort wieder besetzt. Umsonst bemühte sich der Schaffner, die Leute von den Trittbrettern zu entfernen, und ließ einmal halten, um sie zum Absteigen zu zwingen, rief sogar polizeiliche Hilfe an. Das half indes nur ganz vorübergehend und führte sogar zu einem hitzigen Wortwechsel zwischen einigen Herren im hintern Teile des Wagens, der von Thätlichkeiten nicht mehr weit entfernt war. Zwei junge Frauen mit zwei Kindern, die ganz in unsrer Nähe saßen, sahen mit einiger Angst nach ihren erzürnten Männern, endlich übergab die eine kurz entschlossen ihr Bambino der andern und begab sich zu ihrem Herrn Gemahl, der sich nun zu beruhigen schien. Die andre aber, jetzt mit der Aufsicht über zwei schon weinende Bambini belastet, sah mit großen, offnen, entsetzten Augen immer nach dem heißblütigen Gatten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und rief ihm immer wieder zu: Edoardo, per amor di Dio, scendiamo! Aber Edoardo hörte nicht, erst im Corso Umberto I. gelang es, ihn zum Absteigen zu bewegen, und das Ehepaar verschwand, lebhaft sprechend, in der Dunkelheit. Nach langer und langweiliger Fahrt erreichten auch wir unweit der Villa nazionale unser Ziel, froh, dem neapolitanischen Volksgewühl entronnen zu sein. An dreimalhunderttausend Menschen, erzählte nachher der Mattino, hatten in diesen Tagen die verschiednen Friedhöfe der Stadt besucht.

Karoline von Braunschweig

und ihre Tochter Prinzeß Charlotte von England

In der englischen Regentengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts hat — abgesehen von dem Tode des Prinzgemahls Albert von Koburg — kein Ereignis eine so allgemeine und tiefgehende Trauer der ganzen Nation hervorgerufen, wie das frühzeitige Ende der Kronprinzessin Charlotte, der einzigen hoffnungsvollen Tochter König Georgs IV. Lange genährte Hoffnungen einer bessern Zukunft wurden durch das jähe Ableben des kaum zwanzigjährigen Fürstenkindes vernichtet. Die in Schönheit blühende, mit reichen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattete Erbin des Thrones, die Enkelin eines in Wahnsinn versunknen Greises, den Sprößling eines verhängnisvollen Ehebundes zwischen einem tyrannischen Vater, den man als gewissenlosen Wüstling verachtete, und einer unglücklichen Mutter, die man als Opfer dieses Wüstlings bemitleidete, hatte die englische Nation mit teilnahmvoller Spannung heranwachsen sehen und in der selbständigen Entwicklung ihres Geistes und Charakters, die mitten aus der umgebenden Fäulnis rein und kräftig aufblühten, die Verheißung glücklicherer Tage begrüßt. Alle Anzeichen schienen die nahende Erfüllung dieser Hoffnungen zu bestätigen. Nach den langen trüben Tagen einer freudlosen Kindheit war die Prinzessin mit dem Manne ihrer Wahl vermählt; ganz England hallte wieder von der Freude ihres ehelichen Glücks und erwartete froherregt die Geburt eines Thronerben. Auf dieser Höhe festlicher Erwartung wirkte die Trauerbotschaft von dem gleichzeitig erfolgten Tode der jungen Mutter und ihres Kindes mit der betäubenden Gewalt eines Wetterschlags; eine leidenschaftliche Wehklage ertönte, eine düstere Bestürzung breitete ihre dunkeln Schwingen über die Nation aus. Bald nachher sank der unglückliche König Georg III., eine langsam zerbröckelnde Ruine, in seine späte Gruft. In längern und kürzern Zwischenräumen verließen während der folgenden Jahrzehnte die Könige und Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen seiner zahlreichen Familie den Schauplatz. Aber bei keiner von allen erneuerte der Tod ähnliche Bezeugungen einer wahrhaft nationalen Trauer, wie bei dem Hinscheiden der Prinzessin Charlotte. Erst die heutige Generation erlebte bei dem Tode des Prinzen Albert etwas ähnliches.

Der Lebensgang dieser seltnen Frau steht im engsten Zusammenhange mit